

Johann Peter Hebel

Der Heimatflüsterer

Biografische Skizzen

Thomas Weiß

Inhalt

- 9 Vorbemerkung
- 11 *Kannitverstan*
- 14 Das lustige Kapitel,
in dem Johann Peter Hebel fast hinunter-
und sehr auffällt

- 24 Das väterliche Kapitel,
in dem Johann Peter Hebel durch das
Haus schleicht

- 32 Das erste Kapitel,
in dem Johann Peter da ist und eine
Mutter hat

- 36 Das alpine Kapitel,
in dem Johann Peter Hebel ganz außer
sich ist

- 43 Das unfreundliche Kapitel,
in dem Johann Peter eine
unwillkommene Botschaft erhält

- 47 Das heimatliche Kapitel,
in dem Johann Peter Hebel flüstert

- 52 Das jüdische Kapitel,
in dem Johann Peter Hebel eine Grenze
überschreitet und bezahlen soll

- 60 **Das traurige Kapitel,**
in dem über Johann Peter Hebel verfügt
wird
- 69 **Das pädagogische Kapitel,**
in dem Johann Peter Hebel etwas lernt
- 76 **Das politische Kapitel,**
in dem Johann Peter Hebel eine von zwei
Reden hält
- 83 **Das biblische Kapitel,**
in dem Hebel die Heilige Schrift zur Hand
nimmt und ins Gespräch kommt
- 96 **Das rätselhafte Kapitel,**
in dem Johann Peter Hebel sich
echauffiert und einen Beschluss fasst
- 106 **Das postalische Kapitel,**
in dem Johann Peter Hebel Antworten
erhält
- 116 **Das vorletzte Kapitel,**
in dem Johann Peter Hebel ein Zimmer
bezieht
- 124 **Anmerkungen**
- 127 **Literatur**
- 129 **Lebensdaten Johann Peter Hebels**

Vorbemerkung

Der geneigten Leserin und dem geneigten Leser (so sprach Hebel die Leserinnen und Leser im *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes* und in den Kalendergeschichten des Badischen Landkalenders gerne an) sei vor der Lektüre mitgeteilt: Wer in diesen »biografischen Skizzen« eine sachlich-beschreibende Biografie Johann Peter Hebels erwartet, wird ein wenig enttäuscht werden. Hier ist Hebel zur literarischen Figur geworden; die skizzierten Szenen lehnen sich an tatsächliche Ereignisse in Hebels Leben an, sind aber erzählerisch ausgestaltet. Von Hebel wird, im besten – und ganz in seinem – Sinne: erzählt. Gerade so, wie er in seinem *Unabgeforderten Gutachten über eine vortheilhaftere Einrichtung des Calenders* von 1806 ein Plädoyer für das Erzählen hält:

Die Absicht zu belehren und zu nützen sollte nicht voranstehen, sondern hinter dem Studio placenti masquirt, und desto sicherer erreicht werden. [...] welches Vehikel wäre zu den mannigfaltigsten Belehrungen geeigneter als Geschichte?²

Kannitverstan, eine der bekanntesten Erzählungen Johann Peter Hebels und von einem der Protagonisten des Kreativen Schreibens, Jürgen vom Scheidt, zur beispielhaften Kurzgeschichte erklärt, lehrt, dass ein Leben gelingen kann, auch wenn es nicht begriffen wird. Dass auch aus skurrilem Unverständnis (aber nicht: Unverstand!) Lebensweisheit erwachsen kann. Hebel war es wichtig, dass die menschliche Vernunft sich nicht blenden oder verdunkeln lasse, aber er bewahrte dem Leben sein Geheimnis. Mit Hebels Ehr-

furcht vor dem Leben und Hebels Neugierde sei hier erzählt.

Und erzählt wird aus der Perspektive eines Menschen des 21. Jahrhunderts, dessen Welt und Welterleben sich von denen Johann Peter Hebels unterscheiden, der nicht immer begreift, was den zweihundert Jahre älteren Freund, Dichter und Theologen bewegt hat. Erzählend hole ich Johann Peter Hebel zu mir her, auch auf die Gefahr hin, ihm nicht immer gerecht zu werden. Darum muss zum Erzählen das Gespräch hinzutreten, das Gespräch immer wieder mit dem alten Freund, das Gespräch mit seinen Interpretinnen und Interpreten heute. Dazu lade ich ausdrücklich ein.

Die in den Kalendergeschichten Hebels wiederkehrende Aufforderung *Merke!* (immer wieder einmal hebt der menschenfreundliche Pädagoge lächelnd den Zeigefinger) ist nie allein im aufklärerischen oder gar moralischen Sinne so gemeint, dass geneigte Leserinnen und Leser gefälligst ihre Lehren zu ziehen haben. *Merke!* wirbt auch hierfür: Merke auf, sei aufmerksam, entdecke, sei der abenteuerlustige Wunderfitz, der Neugierige! Denn also! Also dann! Mit Vergnügen.

Kannitverstan

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, so gut als in Amsterdam Betrachtungen über den Umstand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen.

Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen, gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis Amsterdam noch keines erlebt hatte.

Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die 6 Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Tür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. »Guter Freund«, redete er ihn an, »könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Leukojeen?« – Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu tun hatte, und zum Unglück gerade soviel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: »Kannitverstan«; und schnurrte vorüber.

Dies war ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch soviel als: Ich kann Euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein

grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter.

Gaß aus Gaß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wusste anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien ange- langt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und salve- ni Maudredk darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraus- trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. »Kannitverstan«, war die Ant- wort.

Da dacht er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solch Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zu- rück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter soviel reichen Leuten in der Welt.

Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freun- den und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar um Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne

läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Exküse. »Das muss wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein«, sagte er, »dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.« – »Kannitverstan!« war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz.

»Armer Kannitverstan«, rief er aus, »was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute«. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazugehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab.

Endlich ging er leichten Herzens mit den anderen wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und, wenn es ihm wieder einmal schwerfallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff, und an sein enges Grab.³

Das lustige Kapitel,

in dem Johann Peter Hebel fast hinunter-
und sehr auffällt

Er lachte, lachte und lachte, warf sich auf einen der im oberen Foyer herumlungern Theaterstühle mit rotsamtem Polster und goldener Lehne, die eitle Sitzgelegenheit beantwortete seine ungestüme Eroberung mit einem satten Knarren. Sie waren beide schon etwas in die Jahre gekommen, Hebel und der Sessel. Hebel ins achtundvierzigste.

Schnell erholte er sich wieder; etwas zu behände, als wolle er seine Gelenkigkeit demonstrieren, sprang Hebel auf und begann, im Rhythmus seines Lachens leicht zu tänzeln. Leichtfüßig, mit einer Anmutung von Verwegenheit: »Schaut nur, hab's im Griff, alles Absicht und Übung.« Wer Johann Peter Hebel kannte, entdeckte freilich den Schatten von Entsetzen in seinen Augen, das verstohlene Zittern in der linken Hand. Aber Hebel überspielte den Schrecken.

Dabei wäre er eben beinahe in den noch hell erleuchteten Theatersaal gestürzt. Unten angekommen, wäre er gewiss kein schöner Anblick gewesen. Und das wollte er doch sein, er, der etwas zu schwere Mann, der keine besonders stattliche Erscheinung war, mit seinen weichen Schreiberhänden und dem Ansatz eines Doppelkinns. Gut, in seiner Zeit gab es andere Schönheitsideale als heute, bei Frauenzimmern ebenso wie bei den Mannsbildern, aber etwas hermachen mochten sie damals schon. Die, die sich's leisten konnten jedenfalls, die Herren und Damen der gehobenen

Gesellschaft, die Bürger und Bürgerinnen im feinen Zwirn, in der gewählten Abendgarderobe, im Ballsaal – den Hebel mied –, bei höfischer Lustbarkeit im Schlossgarten mit Stehempfang und Canapés und eben beim kultivierten Theaterabend. Bei der Premiere, wenn ein neues Ensemble in der Stadt war und Eindruck machte. Und die wohlmögenden, gebildeten Theaterbesucher und -besucherinnen gleich mit.

Doch ich sollte erzählen, wie es zu diesem ungewöhnlichen Auftritt kam. Ihm ging ein anderer voraus, der Auftritt der allseits geschätzten, weithin gerühmten Aktrice, der Schauspielerin Henriette Hendel. Henriette – ich duze sie gerne, Theaterleute tun das, Hebel hat's nie getan – war damals sechsunddreißig Jahre alt und Witwe. Sie liebte die Schauspielerei, die salonfähig geworden war, reiste durch ganz Europa und übernahm die großen Rollen ihrer Zeit, war angesehen, wurde beklatscht. Und brauchte das Geld. Immerhin war sie alleinerziehend; die Söhne Heinrich und Emil waren noch klein. Was Henriette aber nicht hinderte, mit Leidenschaft und Souveränität Theater zu spielen.

Hebel spürte das sofort, als er sie auf der Karlsruher Bühne sah; sie lebte ihre Kunst. Er wusste – in den Feuilletons wurde sie gelobt –, dass sie in Berlin schon die *Jungfrau von Orléans* gegeben hatte und die Donna Isabella in Schillers *Braut von Messina*. Das waren keine Nebenrollen und keine Kleinigkeiten, da kam eine Berühmte, Bewährte in die Provinz. Die gar ihren eigenen Kopf hatte und für sich selbst ein Bühnenprogramm entworfen hatte, das sie auf der badischen Hofbühne zum Besten gab. Vier Aufführungen hatte sie in dieser Saison in Karlsruhe. Bei allen vier war Hebel, der sich das Theater nur ungern entgehen ließ, dabei. Heute Abend war Premiere. Henriette begann mit ihren *Tableaux vivants*, pantomimischen Darstellungen

antiker Szenen, die in Mode gekommen waren, und rezierte dann. Dass Hebel heiße Ohren bekam, rote Wangen, vor Glück und Scham. Denn sie sprach, unvermittelt und ohne Vorankündigung, seine Gedichte, die alemannischen, von denen Schiller einmal sagte, sie seien kaum zu verstehen – Goethe tadelte den Weimarer Freund dafür.

Sie aber, die Berliner Schauspielerin, griff seine Gedichte auf, sie kannte die *Vergänglichkeit*, den *Statthalter von Schopfheim*, den *Knaben im Erdbeerschlag* und den *Schwarzwälder im Breisgau*. Als Hebel seine eigenen Worte hörte, aus ihrem Mund – sie musste lange geübt haben, um ihre Zunge und ihre Lippen, ihren Rachen, den das Alemannische ganz schön forderte, an die etwas raue Sprache zu gewöhnen –, war er: zuerst überrascht und erstaunt, dann ergriffen, kurz auch stolz, was der protestantische Theologe sich natürlich zu verkneifen wusste. Und schließlich: vernarrt.

Vernarrt in Henriette Hendel. Er, der Kirchenrat, der respektable Bürgersmann, der völlig unverdächtig war, was Affären und Leichtsinigkeiten anging, in die Schauspielerin – so schrieb er's in einem Brief an seine Straßburger Freundin Sophie Haufe, von der er erwarten konnte, dass sie ihn verstand, und die, vor allem, sich nicht das Maul darüber zerreißen würde.

Eigentlich – Ihr wisst, was folgt, wenn etwas *eigentlich* ist – erwartete Hebel keine Überraschungen, als er an diesem spätherbstlichen Abend zur Premiere aufbrach. Er hatte es nicht weit. Darum trug er nur einen leichten Mantel und den feineren Gehrock, trotz des Nebels, der sich im November gerne auf die Stadt legte, weil dort nur wenig Wind zu fürchten war, der ihn vertreiben mochte. Hebel fröstelte etwas, aber im Theater, das immer bemüht war, es den Gästen behaglich zu machen, würde es warm sein. Als

er dort eintrat, nahm ein Livrierter ihm Hut, Mantel und Stock ab, Hebel grüßte in die Runde der bereits Angekommenen, noch ohne jemanden besonders zu meinen. Das Foyer war schon reichlich gefüllt. Die Karlsruher Gesellschaft erwartete Kulturgenuss, war neugierig auf die Berliner Aktrice. Hebel versäumte kaum eine Premiere, ging in manche Aufführung zwei- oder dreimal; er kannte zwar auch die Theaterabende, bei denen beinahe mehr Leute auf der Bühne standen, als im Zuschauerraum müde applaudierten. Zum Glück zeigte sich der Großherzog als ein Musenfreund, und die Kosten für einen mäßig besuchten Abend reuten ihn nicht. Heute war gewiss ausverkauft, auch die Fürstenloge schien besetzt. Die Karlsruher waren doch ein neugieriges Volk; der letzte Sessel im Parkett war gebucht.

Hebel hatte seinen festen Platz – die dritte Loge zur Linken der fürstlichen, der erste Sitz, mit ausgezeichnetem Blick über die Bühne und – sofern musiziert wurde – in den Orchestergraben. Er hatte den Platz nicht fest angemietet, es war einfach seine Gewohnheit, diesen Sessel anzustreben, wenn er den Saal betrat, und da Hebel einer der Honoratioren war, machte ihm den auch niemand streitig. Oft saßen Weinbrenner, der Architekt, der das Hoftheater entworfen hatte, oder Schulrat Ruf bei ihm, mit ihren Gattinnen, versteht sich. Es wurde geplaudert. Hebel tat das stets mit Ungeduld, er wollte, dass es rasch erst dunkel wurde im Zuschauerraum, dann verheißungsvoll hell auf der Bühne. Als besonders unangenehm empfand er es, wenn Weinbrenner oder Ruf etwas später kamen als er und polternd durch die Logentüre schritten. Ruf war ein wenig breit und trat ihm manchmal auf den Fuß, wenn er an Hebel vorbei zu seinem Sessel strebte. Und Weinbrenner

roch zuweilen dezent nach Mörtel. Heute jedoch war keine Gefahr. Sie saßen bereits, als Hebel seinen Platz einnahm.

Dass wohl Großes zu erwarten sei, meinte Madam Weinbrenner; dass doch besser abzuwarten sei, brummte Ruf, der selten bereit war, Vorschusslorbeeren zu verteilen. Hebel schwieg. Endlich wurden die meisten Lichter im Saal gelöscht, die Bühne spreizte sich etwas, wie es ihre Art ist – »Seht her, hier spielt die Musik!« –, und Hebel wurde wieder zu dem Kind, das in Hausen vor dem Bergwerk nach Kristallen suchte oder auf dem Basler Markt den Verkäuferinnen beim Tratsch zuhörte. Er hatte nie einen schönen Stein gefunden und das Gerede war selten spannend, doch seine Neugierde wurde geschärft.

Henriette Hendel trat auf, ein paar Komparsinnen dabei, die sie eigentlich nicht brauchte, aber die gehörten wohl zur Szene, die sie gekonnt absolvierte, antikisch gekleidet in sehr viel Leinen und Tuch, ihre weiblichen Formen betonend. Fast ein wenig zu großzügig, fand Hebel. Doch ein Seitenblick auf die Gattinnen der Freunde belehrte ihn, dass das wohl in Ordnung ging. Bis zur Pause war manches *Tableau* zu bewundern, Klassisches aus der griechischen Sagenwelt, Biblisches. Das Henriette gerne zeigte, wenn sie übers Land zog, berechnend, dass nicht alle in den Provinzen so tolerant sein würden wie das Berliner Publikum, das sich ums Religiöse nicht sonderlich bemühte. Die Karlsruher Gesellschaft quittierte den ersten Teil der Aufführung artig bis begeistert mit Applaus, als Henriette sich verbeugte, den Oberkörper leicht geneigt, die rechte Hand vor der tief atmenden Brust, auf Herzhöhe, meinte Hebel. Sie schaute ihn direkt an, mit einem verstohlenen Lächeln, doch da mochte er sich irren.

Er irrte sich nicht. Während der Pause blieb Hebel in der Loge, um nicht ins belanglose Geschwätz mit diesem

und jener eintauchen zu müssen. Zwar hatte er dann zu ertragen, dass sich die Freunde und ihre Ehefrauen an ihm vorbeidrückten (eindeutig Mörstel), als die Saalglocke erklungen war, aber er war nun ausgesprochen gut und erwartungsvoll gestimmt. Die Hendel, *jo wegerli*, die gefiel ihm. Als Schauspielerin, als Künstlerin, als Frau; das Letzte gestand er sich – ein wenig von sich selbst überrascht – ein.

Überrascht werden sollte er sogleich. Henriette fackelte nicht lange – diesmal allein auf der ausladenden Bühne, mit einem eindeutigen Blick begann sie ihre Rezitation. Sie zitierte mit Inbrunst und ohne Mühe der Artikulation: Hebels *Alemannische Gedichte*. *Der Mann im Mond* zuerst, *Der Wächterruf* sodann, mit erschütternd-überraschend tiefer Stimme *An einem Grabe* und schließlich, nun ganz den Blick auf Hebel gerichtet, *Hans und Verene: Es gfallt mer nummen eini / und selli gfallt mer gwis!* Und sie machte sich einen Scherz daraus oder streute eine kleine Liebesbekundung in den Saal, jedenfalls lockte sie, als sie mit den Schlusstrophen des *Schwarzwälder im Breisgau* frei ergänzte: *Minen Auge gfallt – / gelt, de meinsch, i sagder, wer, / es isch kei Sie, es isch en Er.*⁴

Bei diesen Worten deutete sie, so deutlich sich's nur deuten lässt, auf Hebel.

Der Konvention nach müsste ich jetzt berichten, dass er von der Scham getroffen im Sessel versank, dass er sich vor Peinlichkeit gern unter seinen Sitz verkrochen hätte, dass er den Kopf beugte und hoffte, die feine Gesellschaft hätte ihn vergessen und Henriette hätte das alles gar nicht gesagt und getan. Der gute Johann Peter Hebel hielt sich aber nicht an die Konvention. Nach einer sehr kurzen, einer aller kürzesten Schrecksekunde strahlte er übers ganze Gesicht. Die Bühne selbst wollte schon neidisch werden, weil sie fürchtete, er könnte sie, frohgelaut, beglückt, entrückt wie er

war, überstrahlen. Tat er aber nicht. Die Aufführung war mit Henriettes freundlicher Frechheit beendet, das Publikum klatschte laut und lange, es gab viele Vorhänge, *standing ovations*. Gewiss war Hebel der Letzte, der die Hände noch rührte, als der große Beifall verrauscht war. Im Augenblick machte er sich auf, er wollte diese Frau, Henriette Hendel, unbedingt sofort treffen, wollte sich bedanken, sie aus der Nähe betrachten, ihren Duft riechen, sie herzen – was er natürlich nicht wirklich getan hätte. Seine Begeisterung, sein Stolz und seine Verliebtheit ließen ihn nicht gleich die Regeln der guten Gesittung vergessen. Also: nicht gleich.

Hebel musste sich gar nicht zu den Garderoben bemühen – diesen Weg kannte er von manchem Gratulationsbillet, das er überreicht hatte –, Henriette kam ihm entgegen. Sie wollte ihn, den Dichter, ebenso gerne kennenlernen wie er sie, die Rezitatorin. Vielleicht wären sie einander im Überschwang der Sympathie in die Arme gefallen, wenn nicht Hebel – sie trafen sich auf der Treppe – ihr den Arm geboten und vorgeschlagen hätte, mit ihm die wenigen Stufen zu den Logen wieder hinaufzugehen, um im Flur dort fast ungestört etwas zu plaudern. Ihr war es recht, sie konnte auf die Lobhudler und Besserwiserinnen nach ihren Vorstellungen ganz gut verzichten.

Oben geschah es dann. Nein, nicht was Ihr denkt: Es gab keine innigen Blicke, kein Küsschen rechts, Küsschen links auf die Wange. Die beiden, für Turteltäubchen doch schon etwas zu reif, unterhielten sich. Angeregt. Über Henriettes *Tableaux*, über Hebels Gedichte, besonders *Die Vergänglichkeit*, über die alemannische Sprache und ihre Klarheit, ihre raue Kraft. Dabei schritten sie den Flur auf und ab, wie eine alte Freundin mit ihrem alten Freund, vertraut und aufmerksam. Wer sie beobachtete – aber von den Ses-

seln abgesehen und den Kandelabern, die sich freundlich zu glänzen bemühten, war da niemand, der beobachten wollte –, hätte gewiss vermutet, dass da ein innig verbundenes Ehepaar spazierte, das sich lange schon kannte und bei dem beide noch immer Wert auf das Urteil des anderen legten.

So vertraut waren sie miteinander, dass Hebel, der ein gutes Gespräch gerne mit einem ebenso guten Schluck Wein oder einer gemütlichen Pfeife feierte, in die Rocktasche griff und sein Pfeiflein herausfischte. Er hob es leicht in die Höhe, deutete mit den Augen darauf, um zu fragen, ob es Henriette störe, wenn er ein, zwei Züge tat – Rauchmelder waren nicht zu befürchten. Was sie, indem sie dabei weitersprach – vom Berliner Ensemble war gerade die Rede –, mit einem dezenten Kopfschütteln verneinte.

Da er die Tabakspfeife nun doch erst stopfen und entzünden musste, machte Hebel es sich bequem an der hölzernen Wand. Er lehnte sich mit der linken Schulter an das, was er für die Wand hielt, was aber eine Tür war, eine blinde, eine Ziertür, die es dort gab, um die Symmetrie des Raumes zu betonen und die dem Herrn Direktor ab und an als Ausguck in den Saal diente. Sie zierte sich nicht, sich sogleich zu öffnen, hinter der Tür aber war: nichts. War nur der offene Raum über dem Theatersaal, in den Hebel nun fast abgestürzt wäre, hätte er sich nicht geistesgegenwärtig an der ebenfalls falschen, aber doch stabilen Zarge festgehalten, sodass er den Schwung abfangen konnte, der ihn nach vorne und nach unten zog. Die Sitze im Parkett hatten schon gezuckt und sich auf einen Aufprall, irgendwo bei den billigen Plätzen, eingestellt, er war ihnen aber erspart geblieben. Hebel desgleichen. Und so machte er aus dem Missgeschick ein kleines Theaterspiel, indem er den Zug nach unten parierte, sich mit etwas Mühe um die eigene Achse drehte und die nächste Wand, die versprach,

keine Türe zu sein, erreichte und sich daran lehnte, fast so lässig wie zuvor.

Und er lachte, lachte und lachte. Ließ sich kurz auf einen verblüfften Theaterstuhl fallen, der verloren im Flur stand, erhob sich wieder – und tänzelte.

Auf Henriette machte das weniger Eindruck als der Schrecken, dem sie eben ausgesetzt war, als Hebel sich aufmachte, zu fallen. Er möge sich nicht gehen lassen, mahnte sie. Und Hebel, dem seine kindische Männerei nun peinlicher war als der Beinahe-Unfall, hielt sofort ein. Nur die kleine Pfeife tat ihm leid, denn die hatte es doch geschafft, durch die vermeintliche Tür zu entkommen und auf dem Boden des Saales zu zerschellen.

Nein, er wolle sich nicht gehen oder gar fallen lassen, antwortete Johann Peter etwas kleinlaut. »Aber«, sagte er, sich entschuldigend, »wisst Ihr, werte Madam Hendel, mich gehen zu lassen, hatte ich nicht vor, doch indem ich es getan habe, begreife ich doch, wie sehr ich vermisse, mich fallen zu lassen.«

»Damit muss nun aber Schluss sein, Hebel!«

»Gewiss.«

Inzwischen waren drei Theaterdiener herbeigeeilt, Direktor Vogel selbst hatte die Rockschoße in die Hand genommen und eilte nach oben, der eine oder andere Karlsruher, der Zeuge der Szene geworden war, bot seine Hilfe an. Die Männer hatte es nicht weniger erschreckt als die Frauen, und sie waren nicht weniger neugierig, wie sie Hebel wohl antreffen würden. Nun, er war inzwischen guter Dinge, hatte sich vor Henriette vielleicht nicht wichtig, aber doch interessant gemacht. Direktor Vogel schalt die falsche Türe, die sich schämte, und versprach ein modernes Sicherheitskonzept, das alsbald umzusetzen wäre. Nach achteinhalb Jahren Verhandlungen mit der großherzoglichen Ver-

waltung wurde die Tür schließlich vernagelt. Weitere Unfälle gab es keine, und Hebel sah sich künftig vor, auch wenn er seiner Begeisterung, die er manchmal aufbrachte, keinen Einhalt gebot.

Immer, wenn Henriette, bald verheiratet mit Friedrich Karl Schütz, dem Schauspielkollegen, in der Stadt war, traf Hebel sie und ging er in ihre Aufführungen (in jede), lange schrieben sie einander.

Das väterliche Kapitel,

in dem Johann Peter Hebel durch das Haus schleicht

Kommt, wir schleichen durchs Haus. Die Mutter ist grad fort, zur Cousine um die Ecke, zur Jungfer Bühler. Da gibt's einen Kaffee mit viel warmer Milch. Wenn noch was im Haus ist, sogar mit Zucker, und ein Stück Gugelhupf vom Sonntag. Das klingt gemütlich und nach einer langen Plauderei. Wenn die zwei sich treffen, dann dauert das. Die Bahn ist frei, für gut anderthalb Stunden.

Hebel geht voraus. Müsste eigentlich nicht schleichen, es ist ja sonst keiner da. Aber heute, für das, war er im Schilde führt, ist es angemessen zu schleichen, auf leisesten Sohlen. Denn Johann Peter dringt in Geheimnisse ein. Er will an den großen Schrank, den die Mutter ihm zwar nicht verboten hat, aber den sie auch mit keinem Wort erwähnt. Über den dunkelbraunen, fast schwarzen Kasten wird im Hebelhaus geschwiegen. Nur einmal hat Hebel gesehen, wie die Mutter ein Stück Leinen herausnahm, das sie über den Tisch in der Stube breitete. Um es am nächsten Tag wieder fortzuräumen, mit Tränen in den Augen, wortlos, ohne Erklärung für den ebenso verunsicherten wie neugierigen Sohn. Es ist ihm nicht ausdrücklich untersagt worden, aber lange wagte es Hebel nicht, nach dem Schrank zu fragen oder gar darin herumzustoßern.

Der Wunderfitz aber, der ist ein hartnäckiger Geselle. Der setzt sich dir in den Nacken, packt dich bei den Strähnen und lässt dich nicht mehr los. Der schaukelt vom Kopf

Gefällt Ihnen dieses Buch? Dann empfehlen Sie es bitte weiter.
Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf www.8gradverlag.de
und in unserem Newsletter.

1. Auflage 2026

© 2026, 8 grad verlag GmbH & Co. KG

Sonnhalde 73 | 79104 Freiburg

www.8gradverlag.de | info@8gradverlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Der Verlag behält sich eine Nutzung des Werks für Text- und
Data-Mining gemäß § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

Köpfe 10

Herausgegeben von Marion Voigt

Umschlaggestaltung: Julie August, Buenos Aires/München

Layout und Satz: 3w+p, Rimpar

Lektorat: Marion Voigt, Zirndorf

Herstellung: folio · print & more, Zirndorf

Gesetzt aus der Caslon und der Avenir 45 Book

Papier: Munken Print cream

Einbandmaterial: Peyer Peyprint honan

Druck und Bindung: Steinmeier GmbH & Co. KG, Deiningen

Printed in Germany

ISBN 978-3-910228-71-9